



8 - Ooty - 14. und 15. Februar 2001



Am nächsten Morgen stand ich wieder auf der Straße vor dem Hotel, um einen der vorbeifahrenden Busse anzuhalten. Ich hatte Glück, denn der erste Bus hielt und brachte mich nach Ooty, meinem nächsten Ziel.

Die Fahrt verlief zunächst ein weites Stück inmitten des Bandipur- bzw. Mudumalai-Nationalparks und unterschied sich nicht sonderlich von der „Safari“ des Vortages. Wir kamen durch einige kleine Dörfer, die gerade zum Leben erwachten. Die üblichen Feuerchen am Wegesrand bescherten das gewohnte geruchliche „Ambiente“. Ab und zu sah ich sogar einige Arbeitselefanten am Straßenrand stehen; so selbstverständlich wie bei uns Lkws.

Unser Weg führte stetig bergan und der Bus keuchte mächtig. Immer mehr Personen stiegen zu und es wurde sehr eng. Von der Enge lenkten die Blicke aus dem Fenster ab: während sich auf der einen Seite Teeplantagen zwischen einzelnen hohen Bäumen den Hang hinauf zogen, fiel der Hang auf der anderen Straßenseite steil ab.

Kehre um Kehre nahm der Bus in Angriff. Und in nahezu jeder Kurve wartete eine andere Welt: Schaute man in der einen noch bedrückt auf das Eingangsschild einer Lepra-Klinik, pries in der nächsten ein Tee-Shop seinen Masala-Tee an.

„Was ist Masala-Tee?“, mag man sich jetzt vielleicht fragen. Zumindest fragte ich mich dies damals. Wie bereits in einem früheren Kapitel erwähnt, steht „Masala“ für eine Mischung aus verschiedenen Gewürzen. Beim Tee ist dies genauso wie bei Chicken Masala, Toast Masala usw. So finden sich im Masala-Tee neben dem (schwarzen) Nilgiri-Tee weitere Zutaten wie Kardamom, Zimt,

Nelken oder was immer die regionale Tee-Küche gerade für unerlässlich hält. Während diese Mischung überall unterschiedlich ist, ist allen Tees gemein, dass sie mit viel Milch und viel Zucker getrunken werden.

Viel Milch? Viel Zucker? Hört sich nicht gerade berauschend für Kontinentaleuropäer an, zugegeben. Aber der Geschmack dieser Tees, die man auch außerhalb von Tee-Shops ab und an angeboten bekommt - so zum Beispiel in einer Bank beim Geldwechsel, wenn's mal wieder länger dauert - ist unbeschreiblich. Es passt einfach alles zusammen und leider, ja leider, ist dieser Geschmack trotz vorhandener Zutaten und entsprechendem Rezept nur sehr, sehr schwer nachzuahmen.

Wenn sich der Wald, bzw. die Tee-Plantagen lichtet, gaben sie dann und wann den Blick auf wunderschöne Bergseen frei.

Das alles machte mich neugierig auf das allseits gepriesene Ooty. Denn obwohl Ooty in vielen Reiseführern als die „Queen of Hillstations“ bezeichnet wird, hat es - um es vorweg zu nehmen - den Namen wenn überhaupt dann nur aufgrund seiner Vergangenheit verdient.

In den Nilgiri Hills – die aufgrund des blauen Dunstes, der oft über den Bergen liegt, auch als „Blue Mountains“ bezeichnet werden - gelegen, war und ist die Gegend um Ooty herum Stammesgebiet der Todas. Sie hüteten einst die Herde der heiligen Büffel. Noch heute leben etwa 1.500 Stammesmitglieder hier, verdienen sich ihren Lebensunterhalt meines Wissens nach allerdings nur noch als Touristenattraktion.

Die Nilgiris selbst sind der zweithöchste Gebirgszug Indiens (nach dem Himalaja) und von unbeschreiblicher Schönheit. Steile Berge, Bergseen, Teeplantagen, Wälder, atemberaubende Aussichten – man findet dort schlichtweg alles was das Herz begehrt.

Und inmitten dieser Bergwelt liegt Ooty auf einer Höhe von 2.240 m; einer Höhe die das ganze Jahr über nur selten Temperaturen von mehr als angenehmen 22 Grad zulässt. Folglich fällt das Thermometer des Nachts auch mal bis nahe an den Gefrierpunkt. Jetzt im Februar lagen die Temperaturen tagsüber zwischen 15 und 20 Grad. Nachts fielen sie bis auf gerade mal 5 Grad und ließen mich in meinem Sommerschlafsack schon mal leicht frösteln. Nach der Hitze in den vergangenen zwei Wochen waren diese Temperaturen dennoch eine willkommene Abwechslung.

Seiner Lage und eben jenen angenehmen Temperaturen verdankte es Ooty, dass es im 19. Jahrhundert zum Sommersitz der britischen Kolonialregierung wurde, die während des restlichen Jahres in Madras ansässig war. Dementsprechend sind aus jener Zeit Bauten der „very britishen“ Art ge-



nauso vorzufinden wie Straßenbezeichnungen á la „Charing Cross“ oder „Commercial Road“.

Je näher wir Ooty kamen, desto mehr Müll fand sich leider in der Landschaft. Und als wir schließlich dort ankamen und ich den Bus verlassen hatte, war ich bereits das erste Mal enttäuscht. Von Bergidylle keine Spur. Der recht große Busbahnhof versank im Krach der Busse genauso, wie es der Rest des 90.000-Einwohner-Ortes im Lärm und Gestank des Straßenverkehrs tat. Das hatte ich mir anders vorgestellt.

Nach den guten Erfahrungen in zurückliegenden Städten, beschloss ich, erneut im Hotel der staatlichen Tourismusorganisation abzustiegen. Und ich glaube „absteigen“ ist der richtige Ausdruck. Doch zunächst bat ich einen Riksha-Fahrer mich zum Hotel zu fahren. Er war der Ansicht, dass es wesentlich bessere Hotels gäbe und er mir gerne welche davon zeigen würde. Doch ich beharrte auf meinem Entschluss, der letztlich nicht unbedingt der weiseste war. Oder doch?

Bereits die lange Fahrtdauer ließ auf kommende Unannehmlichkeiten schließen. Dass sie solange dauerte, lag daran, dass das Hotel am westlichen Ende des Reflections-Lake lag. Dieser See beginnt im Zentrum Ootys, und zieht sich über mehrere Kilometer nach Westen, durch den größten Teil der Stadt.

Als wir unser Ziel endlich erreicht hatten, ging ich eine lange, gepflegte Auffahrt hinab, die zu einem Gebäude führte, das in dieser Art ohne Weiteres auch in England hätte stehen können. In der Empfangshalle, die diesen Namen nicht wirklich verdiente, stand eine Art Tresen, ein Sofa und ein paar Stühle, alle zum laut plärrenden Fernseher hin ausgerichtet.

Der Portier zeigte mir ein Zimmer, das direkt hinter dem Tresen lag. Angesichts des enormen Geräuschpegels, den der Fernseher von sich gab, schied dieses Zimmer sofort aus. Ob er nicht noch andere Zimmer zu vermieten hätte, wollte ich wissen. „Nun ja, eigentlich schon, aber sie sind sehr schlecht, und man kann sie gar nicht anbieten“, antwortete er. „Ich würde sie trotzdem gerne sehen“, gab ich zurück.

Also gingen wir die erwähnte Auffahrt noch ein Stück weiter hinunter. Sie wurde nun von Hecken gesäumt, die kunstvoll zu abstrakten Formen geschnitten worden waren. Nach etwa 30 Metern kamen wir zu einem Gebäude, das man ohne Probleme als Cottage bezeichnen konnte – oder einfach auch als umgebaute Stallungen. Auch hier machte alles einen sehr „kolonialen“ Eindruck.

Die Wohnungen im Cottage bestanden aus einem kleinen wintergartenähnlichen Vorraum, einem großen Schlafraum mit Kamin und Schreibtisch,

einem kleinen fensterlosen Ankleideraum und dem Badezimmer. Alle Räume waren hintereinander aufgereiht und mussten einmal sehr gemütlich gewesen sein. Mittlerweile hatte jedoch der Zahn der Zeit stark an Ihnen genagt. Die einfachen Teppiche waren verschlissen, den hygienischen Zustand des Bettes untersuchte ich nicht näher und das Badezimmer lies aufgrund der rostroten Flecken unterhalb der Wasserhähne und der Dusche erahnen, was aus diesen herauskommen würde.



Ich weiß nicht mehr warum ich dieses Zimmer trotzdem nahm: Vielleicht weil mich dieser „morbid“ Charme des Gemäuers vereinnahmt hatte, vielleicht weil ich einfach keine Lust hatte ein anderes Hotel zu suchen, vielleicht aber auch weil dieses Hotel in absoluter Ruhe und weit entfernt von der lärmenden Stadt in unmittelbarer Nähe des Sees und inmitten von Teeplantagen lag.

Aus all diesen Vor- und Nachteilen lässt sich dann die Entscheidung hier zu wohnen weder als gut noch als schlecht einstufen.

Wie auch immer. Ich war der einzige und vermutlich seit langem erste (Übernachtungs-) Gast in diesem Hotel, das seine Einkünfte hauptsächlich aus Tagesausflüglern bezog, die dort ihre Mahlzeiten einnahmen.

Würde man in dieses Anwesen ein wenig Geld investieren, würde es im Handumdrehen zu einer Perle unter den Hotels Ootys werden. So jedoch erkannte man nicht erst bei näherem Hinsehen, dass hier und da der Glanz verblasste.





Unter den gegebenen Umständen musste man mit den vorhandenen Unzulänglichkeiten versuchen klarzukommen. Dies hieß insbesondere:

- Schlage nie die Bettdecke zurück, denn Du weißt nicht was darunter ist; leg Deinen Schlafsack darüber und denke nicht weiter nach und
- Wenn Du duschen willst, stelle das Wasser schon mal eine halbe Stunde vorher an, damit sich dessen Farbe von „rostrot“ in „halbwegs durchsichtig“ verwandeln kann.

Die relative Abgeschiedenheit des Hotels brachte es mit sich, dass keine Rikschas zur Verfügung standen, die einem mal eben in die Stadt hätten fahren können. Also beschloss ich zu Fuß zu gehen. Allerdings nicht den direkten Weg; den kannte ich bereits von meiner Anreise. Da das Hotel wie erwähnt sehr nahe am westlichen Ende des Sees lag, wollte ich an dessen Ufer zurück zur Stadt gehen. Dies ging zunächst auch relativ gut. An den flachen Uferstückchen kam ich gut voran und wenn die Uferböschung steiler wurde, führte ein schmaler Weg, auf dem sonst scheinbar nur Kühe unterwegs waren, durch die Büsche und Sträucher. Auf diese Weise mochte ich etwa den halben Weg bereits gegangen sein, als auch der schmale Pfad endete und es kein Weiterkommen mehr gab.

Also blieb nur der Weg zurück. Wieder auf der Straße angelangt, ging ich nun in nördlicher Richtung weiter. Nach kurzer Zeit passierte ich eine kleine Siedlung aus schäbigen Häusern und Hütten. Zwischen ihnen waren vereinzelt die blauen Plastikplanen, die ich zuletzt in den Slums Bombays gesehen hatte, zu sehen. Keine besonders schöne Assoziation. Also beeilte ich mich, diesen Ort hinter mir zu lassen und ich fragte mich, ob allein das Elend anderer Menschen, eine Bedrohung für das eigene Bewusstsein darstellen kann? Und wenn ja: Ist die eigene Reaktion hierauf nicht erschreckend?

Je näher ich an das Stadtzentrum kam, desto lebhafter wurde der Straßenverkehr. Entlang der Hauptstraße hatte ich den See nur noch dann und wann in meinem Blickfeld. Erst als ich den „Freizeitpark“ der Stadt erreichte, sah ich auch den See wieder. So nah an der Stadt war er beinahe vollständig mit Algen und sonstigen Wasserpflanzen überwuchert. Nur mit viel Phantasie konnte man sich vorstellen, dass unter all dem Grün noch irgendwo Wasser sein musste. Die Ursache für dieses enorme Pflanzenwachstum ist, dass die Abwässer Ootys zum Großteil in diesen See geleitet werden. Oder um es sinngemäß mit den Worten des *Lonely Planet* zu sagen: „Falls Sie sich mit dem Gedanken tragen, eine Bootstour auf dem See zu unternehmen – denken Sie daran, dass die Abwässer Ootys dort hinein geleitet werden.“

Ergänzt wurde der Anblick des umgekippten Sees wie gewohnt durch unendlich viel Müll, der überall

umherlag und natürlich durch den schon erwähnten Krach und Gestank des Straßenverkehrs. Ohne langweilen zu wollen, kann ich nicht anders als dies einfach ständig zu wiederholen, weil es mir an kaum einem anderen Ort so extrem aufgefallen ist, wie hier.

Hier wo die Natur das perfekte Umfeld für einen idyllischen Ort bieten könnte, stach all das einfach noch mehr ins Auge als sonst.



Die Suche nach einem ruhigen Platz, an dem man eine kleine Pause hätte einlegen können, war erfolglos. Das gesamte Stadtzentrum erschien mir an diesem Tag ein einziger großer, hektischer, abschreckender Ort zu sein. Ich hatte die Nase gestrichen voll. Von wegen „Queen of Hillstations“, von wegen Natur und Erholung.

Nachdem ich meine Getränkevorräte aufgefüllt hatte, fiel mir der Zoo von Bombay ein, der damals im Großstadttreiben eine der wenigen „Oasen der Ruhe“ gebildet hatte. Nun gab es in Ooty zwar keinen Zoo, aber dafür einen botanischen Garten. Auf diesen setzte ich meine Hoffnungen. Eine Riksha brachte mich hin und schon befand ich mich in einer völlig anderen Welt. Zwar war der Park recht stark frequentiert, doch der Aufenthalt war dort um einiges angenehmer als in der Stadt. Ich brauchte noch eine Weile, um wieder auf den Boden zu kommen und die Pflanzenvielfalt überhaupt wahrnehmen zu können. Irgendwie hatte ich das Gefühl auf der Flucht zu sein. Doch nach und nach legte sich auch dies.





Der Park wurde bereits 1848 gegründet und über mehrere Terrassen angelegt. Neben den indischen Pflanzen beherbergt er auch einen japanischen Teil. Eine weitere Attraktion des Parks ist eine Fossilie in Form eines Baumstumpfes, dessen Alter auf 20 Millionen Jahre geschätzt wird!

Die Wege des Parks führten an seinem Ende steil bergauf. Oben angelangt, hatte man einen wunderbaren Blick über den Park.

Jenseits des Weges standen ein paar Häuser, darunter auch einige Gewächshäuser. Auf einer hohen Mauer davor waren zahlreiche Blumentöpfe aufgereiht, in denen Pflanzen mit kleinen violetten Blüten wuchsen.



Am Ende der Mauer versperrte ein kleines Türchen mit dem obligatorischen Schild den Zutritt zu den dahinter liegenden Gebäuden. Ich warf einen Blick über dieses Türchen, machte ein Foto von den vielen Blumentöpfen und wollte schon weitergehen, als eine junge Inderin, die in dem Gewächshaus gearbeitet hatte, mich sah und fragte, ob ich mir nicht das Gewächshaus ansehen möchte. Auf das Verbotsschild sollte ich gar nicht achten. Sie wusste in diesem Moment nicht, dass sie, zusammen mit den kurz darauf folgenden Begegnungen, maßgeblichen Anteil daran hatte, dass sich mein Seelenleben und meine Einstellung zur Außenwelt wieder normalisierte, ja beinahe sogar grundlegend änderte.

Stolz zeigte sie mir die wenigen, unspektakulären Pflanzen in dem Gebäude. Es entwickelte sich ein kurzes Gespräch, dass über den Austausch der sonst üblichen Daten wie Name, Herkunftsland und so weiter hinausging. Sie erzählte mir, dass sie Christin und kein Hindu sei. Als Angehörige einer Minderheit in Indien (es gibt ca. 25 Millionen Christen gegenüber 820 Millionen Hindus) hatte sie in mir als Europäer wohl auch eine Art Verbündeten gesehen. Zwar bin ich alles andere als ein gläubiger Mensch, aber zu dieser Begebenheit fällt mir nur der Satz ein: „Glauben verbindet.“

Nach vielen lobenden Worten meinerseits über die Schönheit des Gartens und noch einigen Erklärungen des Mädchens über die Pflanzen und den Park

setzte ich meinen Weg fort. An zwei künstlichen Teichen und einem ebenso künstlichen Krokodil vorbei ging ich langsam bergab. Unter einem großen Baum setzte ich mich auf den Rasen, um etwas zu trinken.

Ich hatte mich kaum hingesetzt, als zwei junge Männer auf mich zukamen. Einer der beiden fragte mich, ob er seinen Freund mit mir zusammen fotografieren dürfe. Natürlich durfte er seinen Freund mit dem einigermaßen verwirrt aussehenden Deutschen fotografieren.

Männerfreundschaften in Indien stellen sich nach außen anders dar, als dies bei uns der Fall ist. Als ich erstmals Männer Hand in Hand oder umarmt spazieren gehen sah, dachte ich für einen kurzen Moment, dass man dieses Thema in Indien aber erstaunlich locker handhabt. Da sich dieser Anblick in kürzester Zeit unablässig wiederholte, wurde mir klar – und später von anderen Touristen bestätigt – dass dies in Indien ein völlig normales Zeichen für eine gute Freundschaft unter Männern ist. Außerdem fiel mir auf, dass man Männer in ihrer Freizeit fast ausschließlich zu zweit oder in Gruppen sieht, selten alleine. Auch dies mag dazu beigetragen haben, dass es viele Indier nur schwer glauben und verstehen konnten, dass ich eine solche Reise alleine, ohne einen Freund machte.

Kaum waren die beiden gegangen, dauerte es nicht lange, bis eine Gruppe junger Mädchen, die allesamt in gleichfarbige Schulsaris – oder das was ich dafür hielt – gekleidet waren und kleine Blumensträuße trugen, auf mich zukamen, und ebenfalls ein Foto mit mir machen wollten. Umringt von diesen hübschen jungen Damen, die Fotografin hatte mir kurzerhand ihren Blumenstrauß in die Hand gedrückt, muss ich wohl noch verwirrter ausgesehen haben, als auf dem Foto zuvor. Zumindest zog sich mein Grinsen, angesichts dieser unrealen Begebenheiten, von Ohr zu Ohr. Immerhin war ich hier in Ooty, einem Touristen-Mekka. Warum war ich dennoch so ein Exot?

Wie so oft während meines Indien-Aufenthalts waren es auch hier wieder die Menschen, die für eine Wendung in meinem Gefühlsleben sorgten. Und es sollte nicht das letzte Mal gewesen sein.

Als ich nun den Park verließ, hatten es diese Menschen bewirkt, dass ich die Stadt und das Land nun mit anderen Augen sah. Der überall umherliegende Müll, der umgekippte See, der Gestank, der Lärm – all das hatte mich noch vor wenigen Stunden wütend gemacht. Wie konnten diese Leute nur so rücksichtslos mit der Natur umgehen? Wieso richteten sie alles so zugrunde?

Die Frage ist: Sind es wirklich diese Menschen, die die Umwelt ruinieren? Mittlerweile dachte ich anders darüber. Meiner Meinung nach handelt es sich auch hier um das Problem, dass die Menschen mit



„dem Segen“ der Zivilisation in Form von Plastikflaschen, Verpackungen und Vielem anderen mehr beglückt werden, ohne dass sie die Chance haben, sich dagegen zu wehren bzw. die Folgen absehen / beseitigen zu können.

Entwicklungen, die sich bei uns über Jahrzehnte vollzogen haben, finden hier nicht statt, sondern werden stattdessen als Tatsachen in kurzer Zeit eingeführt. Beinahe von heute auf morgen, werden in den Entwicklungsländern Errungenschaften der westlichen Welt implementiert. Während wir die finanziellen Mittel haben, zumindest in Ansätzen auch Lösungen für die im Zusammenhang mit dem „Fortschritt“ anfallenden Probleme finden und finanzieren zu können (Recycling, Grüner Punkt etc.), werden Entwicklungsländer wie Indien mit den entstehenden Problemen alleine gelassen. In jenen Ländern, in denen täglich Hunderttausende Menschen nicht wissen wovon sie sich ernähren sollen, wo beinahe eine Milliarde Menschen regional völlig verschieden lebt und regiert wird, steht weit weniger Energie zur Verfügung, um solche „Luxusprobleme“ wie die umweltgerechte Entsorgung von Kunststoff zu organisieren. Es wäre schön, wenn die milliardenschweren Konzerne der westlichen Welt in die Beseitigung dieser Probleme genauso viel Ehrgeiz stecken würden wie in den Verkauf ihrer Produkte.

Solange dies nicht der Fall ist und solange es die indischen Behörden nicht vermögen Abhilfe zu schaffen, wird dem mitdenkenden Reisenden noch einiges an Toleranz gegenüber dem Müll-, Natur- und Rohstoffproblem abverlangt werden. Wichtig ist jedoch die Erkenntnis, dass die einfachen Menschen vor Ort mit der sie überrollenden Entwicklung überfordert sind, und sich ein Umweltbewusstsein angesichts der vielen elementaren Probleme des täglichen Lebens erst noch herausbilden muss. Ihnen einen Vorwurf zu machen, so wie ich dies anfangs tat, ist völlig falsch und unangebracht.

Der Nachmittag neigte sich langsam seinem Ende entgegen. Eine Rikscha brachte mich zurück zu meinem Hotel. Dort bestellte ich schon mal das Abendessen vor. Da ich nach wie vor der einzige Hotelgast war, bot die Küche keine sonderlich große Auswahl, doch die gebratenen Nudeln die ich an diesem Abend bzw. der gebratene Reis mit Ei den ich am Tag darauf in dem kleinen schmuddeligen Speisesaal aß, erfüllten ihren Zweck.

Für den nächsten Tag hatte ich eine Rundfahrt mit einem ortsansässigen Busunternehmen gebucht, das die bedeutendsten Sehenswürdigkeiten Ootys anfahren sollte. Der Bus würde mich am Hotel abholen. Also wartete ich. Mit erheblicher Verspätung kam schließlich ein Kleinbus und holte mich ab. Wir fuhren zum Reflections-Lake. Von hier sollte die eigentliche Tour starten. Also saß ich dort im Bus – als einziger – und wartete. Die Zeit verstrich und zunächst geschah nichts. Dann erschien ein Bediensteter der Busgesellschaft und

diensteter der Busgesellschaft und sagte mir, dass ich in einen anderen Bus umsteigen müsse. Gesagt, getan. Wieder passierte nichts. Dann kam erneut einer dieser Angestellten und teilte mir mit, dass ich im falschen Bus sitzen würde.

Da es mittlerweile fast Mittag war und ich mir reichlich lächerlich vorkam, platzte mir nun langsam aber sicher der Kragen – ohne Wirkung.

Nach weiterem endlosen Warten setzte sich der Bus endlich in Bewegung und wir fuhren zum Dottabetta Peak, der mit rund 2.600 m höchsten Erhebung der Nilgiri-Hills. Von hier aus hatte man einen guten Überblick über das angrenzende Tal und die umliegenden Berge. Der Nachteil an der Sache war, dass dieser Aussichtspunkt völlig überlaufen war und wir nur 15 Minuten Zeit hatten, uns dort aufzuhalten. Angesichts der endlosen Warterei im Bus vor dem Beginn der Fahrt, trug dieser enge Zeitrahmen nicht gerade zur Verbesserung meiner Laune bei.

Das nachfolgende Bild (copyright V. B. Anand) entstand nicht am Dottabetta Peak, gibt aber sehr gut die Landschaft der Nilgiris wieder.



Als nächstes fuhren wir zum botanischen Garten, den ich mittlerweile schon kannte. Hier hätte man Gelegenheit zu Mittag zu essen. Aufenthaltsdauer über eine Stunde. Das war dann des guten zuviel. All dies zusammen führte dazu, dass ich mich beim Reiseleiter abmeldete. Ich beschloss mein eigenes Ding zu machen.

Neben den schon genannten Rikschas, den gelb-schwarzen Taxis und den nobleren Ambassador-Taxis gibt es noch eine weitere Art der motorisierten Fortbewegung in Indien – die Maruti-Vans. Es handelt sich dabei um Kleinbusse, ähnlich den Suzuki-Bussen aus den 80ern bei uns. Ich fragte den Fahrer eines solchen Vans, ob er mich zu den schönsten Plätzen in Ootys Umgebung bringen könnte.

Ich wollte gerne die Berge mit ihren Bergseen und die Teeplantagen sehen, die ich auf der Anreise schon kurz gesehen hatte. Für den verbliebenen Nachmittag vereinbarten wir einen Preis von 500 Rs.



Das Unternehmen begann zunächst auch ganz verheißungsvoll. Wir verließen Ooty und standen nach kurzer Zeit am Rande einer großen Tee-plantage.



Doch dann nahmen die Schwierigkeiten ihren Lauf, denn in der näheren Umgebung gab es scheinbar nichts, was in etwa meinen Vorstellungen entsprach. Der einzige See in der Nähe war der Reflections-Lake, den ich ja nun schon zur Genüge kannte. Also fuhren wir noch ein Stück weiter hinaus und kamen schließlich zu einem See, der es mit der Schönheit der Seen, die ich auf der Anreise gesehen hatte, nicht im entferntesten aufnehmen konnte. Auch an seinen Ufern lagen verstreut Plastiktüten und anderer Unrat. Auf diese Weise lernte ich zumindest noch eine andere Ecke Ootys kennen, denn nur einige hundert Meter von diesem See entfernt, befand sich eine Siedlung aus hässlichen, grauen zweistöckigen Beton-Wohnhäusern, wie ich sie in ähnlicher Weise zuvor nur in Bombay gesehen hatte. Sie standen völlig isoliert vom restlichen Ort und wirkten seltsam deplatziert.

Ich versuchte noch einmal meinem Fahrer zu erklären, was ich eigentlich gerne sehen wollte. Doch weder er noch sein Kollege, der uns mittlerweile begleitete, verstanden so richtig was ich wollte. Als er endlich verstand von welcher Art See und Natur ich die ganze Zeit sprach, sagte er mir, dass dies sehr weit außerhalb sei und dies im vereinbarten Preis nicht enthalten sei. Nun gut. Ooty meinte es nicht sehr gut mit mir, vielleicht waren meine Erwartungen auch einfach nur zu hoch. Mir jedenfalls war der Sightseeing-Spaß nun endgültig vergangen. Ich ließ mich in die Stadt zurückfahren und beschloss keine weiteren großen Unternehmungen zu starten. Das Maß an Misserfolgen war für diesen Tag erst mal ausgeschöpft.



Zurück in der Stadt versuchte ich dem Tag noch eine Wendung zum Guten zu geben indem ich ein bisschen durch die Straßen schlenderte und mir den Markt anschaute. Ich löste

einen Traveller-Scheck ein, füllte meine Vorräte an Essen und Getränken auf, wobei der Höhepunkt des Mittags der Kauf von Nilgiri-Tee war. Dieser wunderbare Tee erinnert mich noch oft an diese beiden Tage in Ooty, die so gänzlich anders verliefen, als ich mir das gedacht hatte.

Alles in allem war ich ziemlich überfordert und wäre hier zum zweiten Mal froh gewesen, wenn ich einen Mitreisenden gehabt hätte, mit dem ich mich hätte austauschen können.

Zurück im Hotel wusch ich meine Klamotten, hängte sie in die letzten Sonnenstrahlen und setzte mich vor meinem Cottage auf die Wiese, um in einem Buch zu lesen.

Etwas Abwechslung brachten die Kinder der benachbarten Häuser, die jetzt von der Schule kamen und mich aus sicherer Entfernung aufmerksam beobachteten.

Ich ging nicht nur aus Mangel an Abwechslung früh zu Bett, sondern auch weil ich am nächsten Tag um 5 Uhr aufstehen und weiterfahren wollte.

Nachdem sich der Schlaf zunächst nicht einstellen wollte, kam er schließlich doch und wurde jäh vom Klingeln meines Weckers wieder vertrieben. Pechschwarze Nacht umgab diesen Teil der Welt noch, als ich meine restlichen Sachen packte und den dunklen Weg zum Hauptgebäude betrat. Dank meiner kleinen Taschenlampe, konnte ich die Dunkelheit zumindest ein wenig erhellen.

Den Schlüssel sollte ich bei meiner Abreise abgeben und nicht irgendwo hinterlassen. Nein, nein, es ist auch so früh schon jemand da, hatte mir der Portier versprochen. Nach mehrmaligem Klopfen begann ich schon an seinen Worten zu zweifeln, als schließlich doch noch einer seiner Kollegen mit einer dicken Wollmütze auf dem Kopf – es war wie üblich in Ooty recht kühl – und einem verschlafenen Lächeln auf den Lippen erschien.

Ich stapfte die Auffahrt hinauf und hinein in die Dunkelheit. Straßenlampen waren Mangelware. Rikschas oder Taxis absolute Fehlanzeige.

In der Ferne bellten einige Hunde. Sonst war alles still. Nach einer Weile steuerte ich auf einen hell erleuchteten Fleck zu. Dieser Fleck wurde nach und nach größer und war die beleuchtete Zufahrt eines stattlichen Anwesens. Unter der Lampe lag ein Hund, der diesen Abschnitt der Straße nicht nur zu seinem Reich erklärt hatte, sondern der sich nun erhob und mich grimmig anknurrte. Es ließ sich nicht vermeiden an ihm vorbeizugehen. Er bellte, blieb zunächst aber auf Distanz. Erst als ich fast an ihm vorüber war, kam er mit gefletschten Zähnen auf mich zu.

Ich ließ meinen Rucksack halb von meinem Rücken gleiten, um meine „Angriffsfläche“ ein wenig



zu verkleinern, und zischte ihn nun ebenfalls böse an. Das zeigte zu meinem Erstaunen Wirkung – zumindest insofern, als dass er inne hielt, mich aber weiter anklaffte. Langsam ging ich weiter und lies ihn vor seinem Tor zurück.

Die Straße führte nun wieder ins Dunkle. Ein paar Lichtpunkte weit oberhalb der Straße deuteten darauf hin, dass ich die Stadt langsam erreichte. Schon hörte ich den Lärm des Busbahnhofes und kurz darauf lag der hell erleuchtete Parkplatz vor mir. Ich hatte wieder einmal Glück und fand auf Anhieb den richtigen Bus. Darin erwartete mich das nun schon gewohnte Bild. Vermummte Menschen mit dicken Mützen, eingewickelt in Decken. Vermutlich war ich der einzige, der die Temperaturen als angenehm empfand.

Schon bald setzte sich der Bus in Bewegung und wir verließen Ooty.

